

SCHWIMMKURS IN HAMBURG-WILHELMSBURG

Yasemin N. Barlas

Elisabeth Grundmann lernte ich im November 1977 kennen. Damals arbeitete ich als „Gastarbeiterin“ in einer Textilfabrik in der Hamburger ABC-Straße und leitete nebenbei in der Bürgerinitiative für Ausländische Arbeitnehmer e. V. (BI) in Hamburg-Wilhelmsburg eine Nähgruppe für ausländische Frauen. Denn dort lebte ich bereits seit zwölf Jahren, meine Wohnung lag sogar direkt neben der BI in der Rudolfstraße. In ihren Räumen erschien eines Tages Elisabeth, die gerade als neu angestellte Ausländerreferentin in der Hamburger Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung sowie Gründungsmitglied des Arbeitskreises „Frauen in der Immigrantinnenarbeit“ auf der Suche nach Kontakten zu Praktikerinnen und Praktikern vor Ort war. Sie leitete ein Modellprojekt des Bundes zur Integration und Weiterbildung ausländischer Arbeitnehmer/-innen, das insbesondere auch ausländische Frauen ansprechen wollte. Während sich für die männlichen ausländischen „Gastarbeiter“ nämlich durch ihre Arbeit, das heißt durch die Betriebe, Kollegen oder Gewerkschaften, bereits diverse Möglichkeiten zur Integration ergaben, sah es bei deren Partnerinnen und Ehefrauen in der häuslichen Isolierung ganz anders aus. So war es nicht erstaunlich, dass Elisabeth kurze Zeit nach ihrem Erscheinen in der BI von Scharen ausländischer Frauen umgeben war, die den Wunsch nach speziellen Kursen für ihre Bedürfnisse äußerten, wobei insbesondere Frisörkurse nachgefragt wurden.

Für mich war Elisabeth eine kluge, sensible, scharfsinnige und aufmerksame junge Frau. Durch die herzliche, positive Begegnung mit ihr und anderen Mitgliedern der BI fühlte auch ich mich moralisch verpflichtet, mich intensiver für ausländische Menschen zu engagieren. Elisabeth brauchte nicht lange, um mich zu motivieren, die Betreuung eines Frisörkurses zu übernehmen. Bis dahin waren wir Ausländerinnen allein auf uns gestellt und wussten nicht, an wen

wir uns mit unseren Fragen zu sozialen und vor allem rechtlichen Problemen wenden sollten. So eine Beratungsstelle wie die BI, deren uns zugewandte Leitung und ihre Mitglieder waren für uns ein Gottesgeschenk. Auch Elisabeth wurde bald in ihren Beirat berufen und ich sollte ebenfalls wenig später dazugehören. Dieses Haus war nicht nur Beratungsstelle, sondern zugleich Bildungsstätte auf unterschiedlichen Ebenen. Es gab Deutsch-, Näh-, Frisörkurse und diverse politische Bildungsangebote. Ebenso wurden Bildungsurlaube in der BI angeboten, so etwa zum Thema „Was bedeutet die Europäische Gemeinschaft für uns Ausländer und unsere Länder?“, um nur ein Beispiel zu nennen.

Mehr und mehr begann auch ich mich für Politik zu interessieren und fühlte, wie sehr dieser neue Horizont für mich zum richtigen Weg wurde. Das entsprach Elisabeths Erwartungen an uns. Sie erhoffte sich von uns kritisches Denken, genaue Beobachtung, uns für unsere Urteile sorgfältig zu informieren und zu lernen, zwischen Meinungen und Analysen zu unterscheiden. Sie wollte, dass die Frauen durch Bildung weiterkommen und sich für die täglichen Geschehnisse interessieren. Als ich 1979 im Ortsamt Wilhelmsburg als Dolmetscherin – oder im damaligen Amtsdeutsch als „zweisprachige Verwaltungsangestellte“ – eingestellt wurde, bedeutete diese neue Arbeit einen ersten nachhaltigen Abschluss meiner Entwicklung in Deutschland. Aber bald merkte ich dort, dass die Bedürfnisse der ratsuchenden Menschen über die sprachlichen Hilfen weit hinausgingen. Notwendig wurde damit zugleich die eigene Fortbildung und sozialpolitische Qualifizierung, die mich überhaupt erst für meine Übersetzungstätigkeit und später auch zur weiteren Beratungsarbeit befähigten.

Entsprechende Kurse dafür gab es glücklicherweise. Sie waren damals gerade im Projekt der sogenannten Sozialberaterfortbildung von Elisabeth in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Frauen in der Immigrantinnenarbeit“ als Qualifizierungsmaßnahme speziell für Migrantinnen entwickelt und dann von der Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung auf den Weg gebracht worden. Für uns „Ungelernte“ war das eine riesige Chance und führte auch zu einem wichtigen, zukunftsweisenden Lernprozess. Am ersten Durchgang dieser berufsbegleitenden Fortbildung 1983 nahm ich teil. Nach drei Jahren beendete

ich die Ausbildung 1986 erfolgreich als „Staatlich geprüfte Sozialberaterin für Ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien“. Danach folgten noch weitere Durchgänge, die rund 60 ausländische Arbeitnehmer/-innen weiter qualifizierten, sodass sie anschließend in verschiedenen Behörden und Vereinen eine neue berufliche Zukunft fanden.

Diese Ausbildung war nicht nur äußerer Abschluss meiner Integration in die deutsche Gesellschaft, sie war für mich auch sichtbares Zeichen, dass ich inzwischen meine soziale und emotionale „Mitte“ oder Identität gefunden hatte. Nur noch schwer vorstellbar war, unter welchen Umständen ich 20 Jahre zuvor, 1964, mit 600 anderen türkischen Frauen als „Gastarbeiterin“ nach Deutschland gekommen war. Ich war damals erst 16 Jahre und hatte mein Alter um zwei Jahre heraufsetzen müssen, um dafür überhaupt infrage zu kommen. Solche Fälschungen der Lebensdaten waren in der Türkei keine Seltenheit, sofern man die nötigen Mittel hatte, um die zuständigen Beamten entsprechend zu „motivieren“.

Deutschland hatte traditionell einen guten Ruf in der Türkei. Die von den Zeitungen gemeldete Suche nach Arbeitskräften dort war für mich ein willkommener Anlass, meinem bisherigen Leben zu entfliehen. Aufgewachsen war ich bis zum achten Lebensjahr mit sechs Geschwistern in einer recht armen ländlichen Familie, ehe mich eine verheiratete, aber kinderlose Tante zu sich nach Istanbul holte. Materielle Sorgen gab es dort nicht, ein angenehmeres Leben fand ich in ihrem großen Wohlstand aber nicht, denn sie war ziemlich herrschsüchtig und tyrannisch. Mit anderen Kindern Umgang haben durfte ich nicht, ja nicht einmal zur Schule gehen. Unterrichtet wurde ich zu Hause von einem Koranlehrer. In meiner Einsamkeit war für mich die von der väterlichen Familie vorgesehene Zwangsverlobung mit einem Cousin deshalb auch nur das kleinere Übel, obwohl ich für ihn nicht die geringste Sympathie empfand. Er ging bald nach Deutschland, um das nötige Geld für eine Hochzeit zu verdienen.

Als ich in Hamburg als ungelernte Kontraktarbeiterin für ein Jahr in einer Metallfabrik zu arbeiten begonnen habe, war dieser Cousin die einzige vertrau-

tere Kontaktperson. Mit neun älteren Kolleginnen wohnte ich in einem werkeigenen Zimmer mit fünf Etagenbetten. Die Beziehung zu dem Cousin aber war keine Hilfe in der fremden und elenden Umgebung, ja sie wurde zur Hölle, da er alsbald aggressive und gewalttätige Züge zeigte, die eine nähere Beziehung von vornherein ausschlossen. Einmal hat er mich so schwer verletzt, dass ich für einige Wochen im Krankenhaus gelegen habe. Er wurde dafür verurteilt und anschließend aus Deutschland ausgewiesen.

Dieses Ende trug dazu bei, dass ich nicht, wie vorgesehen, nach einem Jahr in die Türkei zurückkehrte. Damals glaubte ich, mich bei meiner Familie nicht mehr sehen lassen zu können. Mithilfe einer Arbeitskollegin fand ich eine neue und sogar besser bezahlte Beschäftigung in einer Textilfabrik, nachdem ich mich in einem Kurs des Arbeitsamtes zur Näherin hatte umschulen lassen. Ein gleichzeitiger Deutschkurs der Arbeiterwohlfahrt ergänzte dann diesen ersten Schritt zum längeren Aufenthalt in Deutschland. Meine erwähnten Nähkurse in der Bürgerinitiative sowie die bald beginnende Dolmetschertätigkeit in der örtlichen Kommunalverwaltung waren für mich dann Anzeichen, nicht nur eine billige ausländische Arbeitskraft zu sein, sondern auch eine wirkliche Aufgabe hier in der Gesellschaft zu haben. Meine 1966 geschlossene Ehe mit einem türkischen Kollegen erscheint mir vor diesem Hintergrund aus heutiger Sicht daher als eine Art Rückfall. Nach wenigen Jahren trennte ich mich von ihm, geschieden wurden wir ein paar Jahre später. Meine Tochter versuchte ich so in diesem wachsenden selbstbewussteren Geiste ohne die traditionelle Rollenfixierung meiner Herkunft zu erziehen, teilweise vermutlich aber auch – aufgrund meiner damaligen Unsicherheit – überangepasst an die äußeren Verhaltensmuster meiner einheimischen Umgebung.

Seit seiner Gründung in den 70er-Jahren arbeitete der „Arbeitskreis für ausländische Frauen“ bis in die 90er-Jahre hinein wie ein Bienenstock. Er organisierte neue Berufszweige und schuf damit neue Arbeitsplätze. Alle Mitarbeiterinnen waren kluge, energische Powerfrauen, dabei stille, zurückhaltende Heldinnen, und gleichzeitig waren sie stets nette, menschliche, aufmerksame, tole-

rante, liebevolle Freundinnen und Mütter. Elisabeth war mittendrin als Beobachterin, Beraterin, große Impulsgeberin und Wegweiserin. Meine Beziehung zu ihr entwickelte sich im Laufe der Zeit nicht nur arbeitstechnisch und als „Multiplikatorin“, sondern auch freundschaftlich weiter. Sie war die erste Deutsche, die mich zu sich nach Hause eingeladen hat. Überhaupt hat sie mir deutsche Kultur vorgelebt und nahegebracht, nicht als Programm, sondern beiläufig und selbstverständlich.

Unsere Freundschaft führte in späterer Zeit auch zu einigen gemeinsamen Reisen, so nach Berlin, wo sie mir die moderne Berliner Architektur veranschaulichte. Sie war damals gerade in ihrem Zweitstudium der Stadtplanung engagiert und interessierte sich für den Ausbau Berlins zur neuen Hauptstadt. Mitte der 90er-Jahre machten wir in größerem Kreis auch eine Reise in die Türkei und nach Aleppo. Als wir die chaotischen Istanbuler Straßen durchstreiften, sagte sie: „An den Infrastrukturen eines Landes kann man sehen, wie der Staat mit seiner Bevölkerung umgeht.“ Wie recht sie hatte. Immer war sie bereit, Missstände aufzudecken oder zu benennen. Ihr Motto war, Ungerechtigkeiten nicht zu übersehen, sondern deutlich zu machen und möglichst sogar zu ändern. Als vor rund 20 Jahren ein Brandanschlag auf ein von Türken bewohntes Haus in Mölln verübt wurde, überlegte sie, ihr nahe gelegenes, von mehreren Freunden gemeinsam bewohntes Wochenendhaus den vorübergehend obdachlos gewordenen ausländischen Menschen zu Verfügung zu stellen. Sie war großzügig und menschlich.

Einige Wochen vor ihrem Tode erzählte sie mir, dass sie auch mir einen Anteil ihrer Ersparnisse überlassen werde, damit ich mit acht weiteren bedachten Frauen diese Gelder im Sinne der langjährigen gemeinsamen Arbeit einsetzen und so auch „Spuren in die Zukunft“ bahnen könne. Ich war so sprachlos, dass ich mich erst später für ihr großes Vertrauen, ihre Großzügigkeit und ihre damit bekräftigte Freundschaft bedanken konnte.

Ein nahe liegender Gedanke war, Elisabeths Mittel einem Frauenhaus in Istanbul zukommen zu lassen, Hamburgs Frauenhäuser sind finanziell einiger-

maßen ausgestattet. Dann dachte ich daran, für Frauen einen Computerkurs zu finanzieren, um ihnen so den Anschluss an die moderne Entwicklung zu ermöglichen. Die Gruppe der von Elisabeth bedachten Freundinnen für die „Spuren in die Zukunft“ befürwortete diese Ideen.

Eine weitere Überlegung hatte mich dann aber mehr überzeugt: Das Geld von Elisabeth müsse in Wilhelmsburg ausgegeben werden, weil sie sich viele Jahre lang in Wilhelmsburg und für Wilhelmsburg mit Herz und Seele engagiert und dort viele Meilensteine gesetzt hatte, nicht nur in der erwähnten BI, sondern vor allem auch bei der Gründung und Tätigkeit des sogenannten „Frauentreffs Wilhelmsburg“. Diese modellhafte, stadtteilbezogene Beratungsstelle für Frauen und Mädchen war ebenfalls vom Bundesfamilienministerium finanziert worden und stand unter der Supervision der Technischen Universität Harburg, für die Elisabeth als wissenschaftliche Mitarbeiterin dorthin abgeordnet worden war.

Durch die ehrenamtliche Tätigkeit während meines Ruhestands wusste ich, dass viele Frauen schwimmen lernen wollten. In der Elternschule Wilhelmsburg existierte bereits eine Liste von Interessierten. Bei einer Vorbesprechung dort in dem neu eingerichteten Bildungszentrum „Tor zur Welt“ wartete schon eine bemerkenswerte Gruppe – dem Einzugsgebiet entsprechend – überwiegend türkischer und arabischer Frauen. Dazu gehörten einige sogenannte „Inselmütter“, das heißt Frauen dieser Herkunft, die als Beraterinnen in Migrantenfamilien gehen, um ihnen in ihrer neuen Lebenswelt zu helfen, sowie weitere, die an Deutschkursen teilnahmen. Ich stellte Elisabeths Vermächtnis vor und eröffnete ihnen damit, dass ihr Wunsch nach einem Schwimmkurs verwirklicht werden könne. Darauf sagte eine Türkin spontan: „Guck mal, wir denken, wir sind bessere Menschen, weil wir Mosleminnen sind. Aber eine Christin stellt Geld zur Verfügung, damit wir Frauen schwimmen lernen können. Alle Achtung, sie soll in Frieden ruhen!“

Bis dahin hatte ich allein noch kein Projekt geplant, geschweige denn durchgeführt, sondern immer nur begleitet. Deshalb bin ich an dieser Stelle der Leiterin der Elternschule Wilhelmsburg Birgit Trosin für die organisatorische Hilfe-

stellung Dank schuldig. Als bald aber wurden Bedingungen besonders von arabischen Frauen geäußert: „Wir wollen keinen männlichen Schwimmlehrer.“ „Es darf keine männliche Person in der Nähe sein.“ „Wenn gleichzeitig im Nebenbecken Schulklassen sind, wie alt sind die Jungs?“ „Ich möchte nur mit Schwimmburka ins Wasser.“ Und so weiter und so sofort. Bis auf die berechtigte Ablehnung eines männlichen Schwimmlehrers waren alle diese Forderungen kontraproduktiv.

Bei meinem Austausch mit der Gruppe „Spuren in die Zukunft“ kam die Frage auf: Wenn die Frauen unter so streng gehaltenen Bedingungen schwimmen lernen wollen, wo können sie denn überhaupt das Gelernte praktizieren? Es gibt schließlich überall Männer und Jungs. Für mich die wichtigste Frage aber war: Willst du die Frauen in ihrem Konservatismus unterstützen? Schon während meiner Beratungstätigkeit im Ortsamt war meine Leitlinie immer die Gleichberechtigung und Emanzipation der Frauen gewesen. Und das waren auch die Erwartungen und Ansprüche Elisabeths für unser Tätigkeitsfeld. Mit einer Schwimmlehrerin suchte ich also die Frauen aus, die solche Bedingungen nicht gestellt hatten. Bei den verbleibenden rund 30 Frauen, die schwimmen lernen wollten, taten sich aber auch andere Probleme auf, denn viele konnten zu der vorgesehenen Zeit um 15 Uhr nicht, weil ihre Kinder aus der Schule kamen oder aus der Kita abgeholt werden mussten. Andererseits war dieser Termin in der Schwimmhalle Wilhelmsburg alternativlos, weil nur zu der Zeit die Möglichkeit zu einem unbeobachteten Frauenschwimmkurs bestand.

Nie habe ich mir die Organisation eines Kurses mit ausländischen Frauen so kompliziert vorgestellt. 20 Frauen wollten schließlich noch mitmachen, tatsächlich kamen dann aber nur zehn im Alter von 30 bis 65 Jahren, mit denen der Schwimmkurs im Oktober 2014 begann. Später kamen noch weitere hinzu. Im Wechsel mit einer Praktikantin der Elternschule Wilhelmsburg begleiteten wir die Gruppe bei jedem Termin. Zu sehen, wie die Frauen im Schwimmbecken freudig, lustvoll, aber auch tollpatschig planschten und sich freuten – ein wenig wie Kinder –, war ein beeindruckendes Erlebnis. Bei jedem Augenkontakt mit den schwimmenden Frauen freuten sie sich und sagten: „Vielen Dank, Frau

Barlas." Ich antwortete: „Danken Sie Elisabeth Grundmann, ich bin nur ihr Werkzeug.“

Frau H. meinte immer wieder während der Schwimmpausen: „Gott soll mit Elisabeth zufrieden sein“, was so viel bedeutet wie, sie solle Gottes Gnade erhalten. Die Frauen konnten nicht fassen, was für eine Person so etwas gestiftet hat. Eine Frau und noch dazu eine Deutsche. Warum? Die Frage konnte zunächst nicht beantwortet werden. Das Erstaunen blieb. Immer wieder wurde im Schwimmbecken Elisabeths Name genannt. Der Kurs war – bis auf wenige Ausnahmen – regelmäßig gut besucht.

Als bald hatte sich der Kurs offenbar herumgesprochen. Nach ein paar Wochen saßen im Foyer mehrere Frauen und sprachen mich an: „Wir haben gehört, die Behörde veranstaltet für ausländische Frauen einen kostenlosen Schwimmkurs. Wir möchten da auch mitmachen.“ Ich erklärte, dass der Kurs voll sei, wir aber eine Warteliste hätten. Ich schrieb die Daten der Frauen auf, um sie bei einem möglichen weiteren Kurs zu benachrichtigen. Auch in der Folgezeit fragten immer wieder einzelne Frauen nach dem Kurs. Ich bin sicher, dass Elisabeth zufrieden gewesen wäre, dass diese Frauen schwimmen gelernt, dabei gleichzeitig einen Schritt zur Integration in die Gepflogenheiten dieser Gesellschaft gewagt und nicht zuletzt etwas Sinnvolles für ihre Gesundheit getan haben.

Mein Kurs machte offenbar Schule. Kurz darauf fand eine vergleichbare Schwimmveranstaltung für portugiesische Frauen statt. Und schließlich machte mich glücklich zu hören, dass der Kurs an eine Vorgeschichte anknüpfen kann: Zufällig erfuhr ich von einer portugiesischen Freundin, dass es 1979 bereits Schwimmkurse in Harburg gegeben hatte. Diese waren von Elisabeth initiiert und von ihrer damaligen Behörde finanziert worden.

Ende Februar 2015 war es so weit: Für den Kurs wurde eine erste Bilanz gezogen. Im Foyer der Schwimmhalle fand eine kleine Pressekonferenz mit geladenen Vertretern der lokalen Zeitungen statt. Die Schwimmlehrerinnen bedankten sich für die gute Zusammenarbeit mit den Teilnehmerinnen, lobten die rege Teilnahme, den Eifer und die Lernbereitschaft. Sie verteilten die ersten Zertifi-

kate über geprüfte Schwimmleistungen und ermunterten die anderen Teilnehmerinnen bis Ende März 2015 für ihren Abschluss weiter zum Schwimmen zu kommen oder auch einfach weiter zu lernen und sicherer zu werden. Fast alle Teilnehmerinnen machten tatsächlich weiter. Die Kosten dafür standen noch aus dem Topf von Elisabeth zur Verfügung.

Nach dem Pressetermin habe ich die Frauen und die Lehrerinnen zum Kaffee eingeladen. Sie waren sehr aufgeregt, bewegt und begeistert von der ganzen Aktivität. Manche Frauen wollten an Ort und Stelle sofort für Elisabeth beten, gewissermaßen eine Art kleiner Gottesdienst im Stehen. Ich meinte: „Das ist sehr nett von euch, aber es ist besser, jeder macht das für sich allein zu Hause. Dann kann man sich besser aufs Gebet konzentrieren.“ Die Frauen stimmten diesem Vorschlag kopfnickend zu.